

Vorwort

Nicht erst seit der Corona-Pandemie, aber auch in deren Zuge, sind wir mit der herausfordernden Frage konfrontiert, wie wir gesellschaftliche Teilhabe, allen voran in Bildung, Wissenschaft und Kunst, (neu) organisieren können und/oder sollten. Dazu ist es unabdingbar, uns zunächst einmal vor Augen zu führen, wie wir das bislang (institutionell) tun und wo es, auch gemessen an eigenen Zielen, glückt oder scheitert. Hierzu möchte ich mit dieser Veröffentlichung einladen. Es geht dabei weniger darum, Dystopien oder Utopien zu entwerfen, als vielmehr darum, sowohl den Wert als auch die Problematik von *Atopien* (im philosophischen Sinne) zu diskutieren: Wie gehen wir mit »unangemessenem« (bisweilen auch »unmessbarem«) Verhalten um, oder allgemein: dem Abweichen von Standards? Hierin möchte ich mit der Publikation auch all jenen Rückenwind verschaffen, die sich in den Institutionen mit solchen Fragen beschäftigen, und ihnen versichern, dass diese Auseinandersetzung keine Orchideenwissenschaft, sondern dringend notwendig ist.

Als Angehörige von Institutionen sind wir Akteur*innen, Inter- und Re-Akteur*innen. Wir konstituieren konkrete Wirklichkeiten, die innerhalb und außerhalb dieser Institutionen wirksam sind. Die vorliegende Veröffentlichung fragt, *wie* wir das tun und *welche* Wirklichkeiten wir dabei hervorbringen. Diese Frage ließe sich anhand vieler Institutionen konkretisieren – wir könnten uns hierzu sicherlich sowohl Schulen als auch Stadttheater anschauen. Das Feld, das wir hier unter die Lupe nehmen werden, ist das der Hochschulen und ihrer wirklichkeitsgenerierenden Auswirkungen auf verschiedene kulturelle, ethische und gesellschaftliche Bereiche. Dieser Ansatz eröffnet durch allerlei Mikrostudien letztlich eine Makroperspektive, weil die Hochschulen auf jeden dieser Bereiche gestalterischen Einfluss nehmen und gleichzeitig sehr viele unterschiedliche disziplinäre Perspektiven auf diese Bereiche bündeln. Die Frage lautet also: Wie konstituieren wir kollektiv und individuell handelnd die Wirklichkeit, die wir Universität nennen, und wie wird sie innerhalb und außerhalb dieser Institution wirksam? Anders ausgedrückt handelt es sich dabei um die Frage nach der Performativität von Universität und darin gleichzeitig um die Frage, welche Bedeutung

Fragen der Performativität in universitären Forschungs-, Lehr- und Lernweisen zukommt sowie in Differenz dazu zukommen sollte.

Wie viele andere Institutionen stehen auch die Hochschulen unter stetig wachsendem Effizienzdruck. Eine der Konsequenzen dieser Entwicklung ist die zunehmende Standardisierung institutioneller Formate. Neben den ökonomischen Zwängen sind hier auch die vorherrschenden Verwendungsweisen technischer Neuerungen ein Faktor, der diese Entwicklung verstärkt. Waren beispielsweise E-Learning-Formate ursprünglich als additive Angebote im personellen Wissenstransfer geplant, werden sie mittlerweile mehr und mehr zu dessen Substitutionen, insbesondere seit der Corona-Pandemie. Es lässt sich beobachten, dass Strukturen und Formate wissenschaftlicher Forschung und Lehre durch fortschreitende Standardisierungsprozesse zunehmend linear agieren. Mit *linear* [von lat. *linea*: (gerade) Linie, bzw. *linearis*: aus Linien bestehend, stetig in eine Richtung verlaufend, ohne Abschweifung] bezeichne ich solche Strukturen und Formate, die nicht rekursiv vonstattengehen, sondern stetig einer Verlaufsrichtung folgen und Abweichungen in ihrem Vollzug erschweren oder sogar verhindern. Diese Linearisierungsprozesse wirken sich drastisch auf die Performativität universitärer Forschungs-, Lehr- und Lernweisen aus, und diese Entwicklungen haben wiederum drastische Wechselwirkungen mit anderen gesellschaftlichen Bereichen, die ich in verschiedenen Mikrostudien unter die Lupe nehme. Damit einhergehend untersuche ich auch den aktuellen Topos, dass alle Formen des Wissens in digitalen Formaten für jeden allerorts zugänglich gemacht werden könnten. Stehen dem doch zahllose Wissensformen gegenüber, die sich nicht in standardisierte Formate und digitale Daten übersetzen lassen, allen voran jegliche impliziten, inkorporierten und habitualisierten Formen des Wissens! Hierbei gibt es partizipatorische und darin prozessorientierte Weisen des Wissenserwerbs und des Umgangs mit diesem Wissen, die nur durch Anwendung und *in actu* vorhanden sind, die der Versammlung bedürfen, für die die gleichzeitige und gleichräumliche Anwesenheit Voraussetzung ist, d. i. Wissen, das im starken Sinne performativ übermittelt und erlernt werden muss.

Wenn ich sage bzw. genau genommen »schreibe«, dass es relevante Aspekte des Wissenstransfers und der Wissensgenerierung gibt, die sich nicht linearisiert und schriftbasiert kommunizieren lassen, bedeutet eine Schrift darüber zu veröffentlichen zwangsläufig einen massiven performativen Widerspruch. Mit dieser Art von Widersprüchen werden wir uns hier auseinandersetzen. Das löst die Widersprüche zwar nicht auf, macht sie aber sichtbar und, so hoffe ich, verhandelbar. Den Leser*innen dieses Buches kann ich versichern, dass sich vieles gewissermaßen »zwischen« Ihnen und den Zeilen ereignen will, was sich nicht »in« den Zeilen beherbergen lässt. Sie können (und vermutlich werden Sie) das Buch anders als linear, nämlich »quer« lesen. Tun Sie das! Springen Sie hin und her und lesen Sie, was mit Ihren Erfahrungen rezoniert! Daran gibt es nicht das Geringste

auszusetzen, damit generieren Sie eine eigene Prozesshaftigkeit. Die linearisierte Form, die ich hier anbiete, ist ebenfalls eine Einladung zu einer Prozesshaftigkeit, die sich aufeinander aufbauend und gleichsam rekursiv gestaltet. Sie unternimmt den abenteuerlichen Wechsel von induktiven zu deduktiven Logiken und operiert mit fünf Disziplinen und ihren unterschiedlichen Sprachlichkeiten. Wenn Sie dazu Begleitung wünschen, nimmt sie die Dramaturgie dieses Buches an die Hand und lädt Sie zu einer dichten Lektüre ein. Je nachdem, wie nah oder fern Ihnen die beteiligten Disziplinen stehen, werden Sie womöglich an der einen oder anderen Stelle ein konzentrationsförderndes Getränk zu schätzen wissen, aber ich habe große Sorgfalt darauf verwandt, dass jedes Kapitel sowohl mit als auch ohne disziplinären Hintergrund rezipierbar ist. Dieser Anspruch ist bei wissenschaftlichen Publikationen keine Selbstverständlichkeit und er mag vielleicht auch hier nicht immer und bei allen glücken, aber Sie sollen wissen, dass Sie eingeladen sind, sich prinzipiell vertrauensvoll auf diesen Modus einzulassen.

Zuvor ist es mir noch ein aufrichtiges Anliegen, den Akteur*innen meiner teilnehmenden Beobachtungen zu danken – ohne ihren Mut, ihr Vertrauen und die große Offenheit in unseren Gesprächen hätte diese Forschung nicht stattfinden können. Selbiges gilt für meine wunderbaren Kolleg*innen am und um das *Zentrum für Performance Studies der Universität Bremen*, insbesondere Carolin Bebek, Alice Lagaaay und Simon Makhali, sowie für die Studierenden der Performance Studies und die Ensemblemitglieder des *Theaters der Versammlung zwischen Bildung, Wissenschaft und Kunst*.

Diese Veröffentlichung widme ich in und als Form lebendiger Erinnerung meinem sehr vermissten Freund, Kollegen und Störenfried Jörg Holkenbrink († 2020).

